

Ein Dossier von stimmen afrikas / Allerweltshaus Köln e.V.
mit der Redaktion WELT-SICHTEN.

Stimmen Afrikas in Muttersprachen!

Über Literatur, Übersetzung und Mehrsprachigkeit



Mehrere Sprachen im Bildungswesen?
Das wäre wünschenswert im
vielsprachigen Afrika, sagt die
südafrikanische Autorin Zukiswa Wanner
(rechts), die auch mehrsprachige Bücher
herausgebracht hat.



Editorial



Christa Morgenrath
ist Initiatorin und Leiterin von „stimmen afrikas“.

Die Kölner Literaturreihe stimmen afrikas bietet Autoren und Autorinnen aus Afrika und der Diaspora seit 2009 eine Plattform für ihre Geschichten und Perspektiven. Beim Festival CROSSING BORDERS: translate – transpose – communicate 2019 ging es darüber hinaus auch um das Potential von über 2000 afrikanischen Sprachen, die durch die politische und kulturelle Hegemonie Europas unterdrückt wurden und werden. Im Nachklang zum Festival stellen wir in dieser Publikation die Einschätzungen einiger Fachleute zu Sprachpolitik und Literatur in afrikanischen Sprachen vor.

So schildert die nigerianische Gastkuratorin des Festivals, Bibi Bakare-Yusuf, ihre Arbeit als Verlegerin. Andere Mitwirkende engagieren sich für Übersetzungen aus europäischen und afrikanischen Sprachen in andere afrikanische Sprachen, etwa Zukiswa Wanner aus Sambia und Barbara Oketta aus Uganda. Mukoma wa Ngugi – Sohn des berühmten Kenianers Ngugi wa Thiong’o – fördert seine muttersprachliche Literatur mit einem Kiswahili-Preis. Der Senegalese Boubacar Boris Diop schreibt auf Wolof und betont, dass man nur mit der Wertschätzung der Muttersprache eine afrikanische Identität in der Weltgemeinschaft behaupten kann. Seine Mitstreiterin Wangui wa Goro (Kenia) postuliert ein Menschenrecht auf Muttersprache, das vielen Heranwachsenden in Afrika wegen eurozentrierter Sprachpolitik verwehrt bleibt. Die ivoirische Literaturaktivistin Edwige-Renée Dro wiederum fordert ihre Kollegen und Kolleginnen auf, statt nach Europa zu schielen, ihre Energien auf afrikaspezifische Themen zu richten. Die in Deutschland lebende Französin Elisa Diallo schließlich empfindet Mehrsprachigkeit als Geschenk, die neue Wege und Brücken zwischen den Sprachwelten öffne.

Viel Spaß beim Lesen!



Das Dossier erscheint im Rahmen des „stimmen afrikas“-Literaturfestivals CROSSING BORDERS (www.crossingborders-stimmenafrikas.de) und wird gefördert von:



Inhalt

- 3 „Jede Kultur braucht eine eigene literarische Stimme“**
Warum mehr Literatur in afrikanischen Sprachen verlegt werden sollte
Gespräch mit Bibi Bakare-Yusuf
- 6 Afrikanisches Klein-Babel**
Die europäischen Sprachen trennen
Afrikaner voneinander
Boubacar Boris Diop*
- 8 Vier Tage und ein Perspektivwechsel**
Diversität ist das Ziel – das Festival war ein Anfang
Elisa Diallo
- 10 Es ist Attiéké, nicht Maniokgrieß**
Über die Macht von Sprache und Literatur
Edwige-Renée Dro*
- 12 Die afrikanische Literatur entkolonialisieren**
Afrikanischsprachige Literatur ins Deutsche zu übertragen, wäre ein starkes politisches Signal
Mukoma wa Ngugi*
- 14 CROSSING BORDERS – Aus der Sicht eines Gastes**
Mehrsprachigkeit hat auch Schattenseiten, Übersetzungen können helfen
Zukiswa Wanner*
- 16 Ohne Übersetzungen gibt es kein Zusammenleben**
Sie ermöglichen Reisen in die ganze Welt, ohne einen Fuß vor die Tür zu setzen
Barbara Oketta*
- 18 Literarisches und übersetzerisches Schaffen jenseits des weißen Blicks**
Wangui wa Goro kämpft für mehr Vielfalt auf dem Literaturmarkt
Manon Diederich

* aus dem Englischen oder Französischen (Diop) von Jutta Himmelreich.

Alle Fotos: Herby Sachs/version-foto



Eröffnung des Festivals mit dem Musiker Melchi VE aus Kamerun.

„Jede Kultur braucht eine eigene literarische Stimme“

Warum mehr Literatur in afrikanischen Sprachen verlegt werden sollte

| Gespräch mit Bibi Bakare-Yusuf

Bibi Bakare-Yusuf leitet den Verlag Cassava Republic Press in Nigeria und möchte künftig auch Bücher auf Hausa oder Yoruba verlegen. Sie war Gastkuratorin für das Festival zum zehnjährigen Jubiläum der Kölner Literaturreihe „stimmen afrikas“, das 2019 unter dem Titel **CROSSING BORDERS: translate – transpose – communicate in Köln** stattgefunden hat. Tina Adomako hat vor dem Festival mit ihr gesprochen.

Was sind die Schwerpunkte des Festivals?

Es geht darum, afrikanischen Stimmen Gehör zu verschaffen. Das ist absolut notwendig, um unsere Kultur ins nächste Jahrhundert zu retten. Deshalb ist diese Literaturreihe so wichtig. Das Festival ist viel mehr als eine Veranstaltung von

Leuten, die ein Faible für Literatur vom afrikanischen Kontinent haben. Es geht hier um die Wertschätzung eben dieser Literatur und um die Unterstützung afrikanischer Sprachen. Wir richten den Fokus auch auf den wichtigen Beitrag, den Übersetzer und Übersetzerinnen zum Erhalt von Literatur und Kultur leisten, sowie auf Sprachpolitik oder Mehrsprachigkeit in Medien und in Bildungssystemen. Letztendlich geht es uns auch darum, den Reichtum und die Schönheit von Sprache zu zeigen.

Wie sind Sie bei der Auswahl der Teilnehmenden vorgegangen

Wir haben Autoren und Autorinnen, Übersetzer und Übersetzerinnen, Verleger und Verlegerinnen und andere Fachleute aus dem Literaturbetrieb verschiedener afrikanischer Länder und der afrikanischen Diaspora gesucht, die in verschiedenen



Bibi Bakare-Yusuf

ist 1970 in Lagos (Nigeria) geboren und lebt in London und Lagos. Sie ist Mitbegründerin und Verlagsleiterin von Cassava Republic Press. Sie hat über Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Warwick promoviert und als Gender- und Forschungsberaterin unter anderem für die BBC und UniFem gearbeitet.



Muttersprachen arbeiten oder im Bereich des sprachübergreifenden Wissenstransfers tätig sind.

Was sind Ihre Erwartungen an das Festival?

Das Festival bietet Gelegenheit zu einem regen Austausch und zu besonderen Lernerfahrungen. Wir diskutieren mit dem Publikum über das Thema (Mutter-) Sprache als Menschenrecht. Wie trägt Sprache zur Stärkung des Selbstbewusstseins bei? Wie sind Sprache(n) und Kreativität miteinander verknüpft? Wir wollen die Menschen auch für die Vorteile der Mehrsprachigkeit sensibilisieren. Und natürlich wünschen wir uns, dass das Publikum bei den Lesungen, Performances und Begegnungen viel Spaß hat und viele neue Erkenntnisse mitnimmt.

Sie verlegen mit Ihrem Verlag Cassava Republic Press seit 2006 Bücher afrikanischer Autorinnen und Autoren. Welche Bedeutung hat das geschriebene Wort für Sie?

Sprache ist unser höchstes Kulturgut. Wenn in einer Sprache nichts produziert wird, keine Schriftstücke, keine Literatur, keine Bücher, dann stirbt diese Sprache irgendwann aus. Ohnehin sterben viele afrikanische Sprachen aus, weil sie nicht verschriftlicht worden sind. Wenn dann ein älterer Mensch aus dieser Sprachgruppe stirbt, verlieren wir die Verbindung zu dieser Sprache. Mit ihr oder ihm stirbt ein ganzes Stück Kultur. Das macht mich traurig.

Die englische Sprache ist ja im Literaturbetrieb sehr dominant.

Wenn man sich aus einer Sprache heraus in einer anderen ausdrückt, bringt man viel aus der eigenen Kultur in die andere Sprache ein. Das passiert seit Jahren mit der englischen Sprache. So viele afrikanische Autoren und Autorinnen schreiben auf Englisch! Täglich werden Werke ins Englische übersetzt. Auch deutsche Literatur, wenn sie international gelesen werden will. So erfährt die englische Sprache eine enorme Bereicherung. Denn bei jeder Übersetzung wird auch eine

kulturelle Sensibilität mit übertragen, das Englische wird reicher, vitaler. Das hat natürlich auch etwas mit der kolonialen Vergangenheit zu tun. „Rule, Britannia!“ Und die restliche Welt hat den Briten diesen Größenwahn erlaubt, es ihnen ermöglicht, sich – sprachlich – überlegen zu fühlen. Wir anderen haben sie glauben lassen, sie seien die „Masters of the Universe“, weil sich Englisch über den ganzen Globus ausgebreitet hat. Überall auf der Welt sprechen oder verstehen Menschen Englisch. An vielen deutschen Universitäten wird heutzutage in englischer Sprache gelehrt. Aber dieser Fokus aufs Englische tötet langsam alle anderen Kulturen. Das dürfen wir nicht zulassen, denn das hat auch Einfluss auf unsere eigene Identität.

Und doch schreiben die meisten afrikanischen Autoren auf Englisch oder Französisch. Verlegt ihr Verlag auch Bücher in nigerianischen Sprachen?

Susan Nalugwa Kiguli bei der Festivaleröffnung mit ihrem Gedichtvortrag in Luganda.

Der Markt für muttersprachliche Literatur ist noch völlig unterentwickelt. Wir publizieren daher bisher nur in englischer Sprache. Aber es gibt einen Markt für Literatur in unseren eigenen Sprachen, und er birgt ein riesiges Potential. Deshalb bin ich sehr daran interessiert, künftig auch Werke in afrikanischen Sprachen zu verlegen und diese Literatur zu fördern. Denn Sprachen wie Hausa, Yoruba und die vielen anderen afrikanischen Sprachen enthalten unglaubliche Schätze. Mit einer Sprache schwingt auch immer ein bestimmtes Weltbild mit. Selbst wenn man zwei Sprachen perfekt beherrscht, wie ich zum Beispiel Englisch und Yoruba, muss ich Purzelbäume schlagen, wenn ich einen sehr komplexen Gedanken, den ich auf Yoruba gefasst habe, ins Englische übersetzen will. Etwas geht dabei immer verloren – und wenn es nur eine klitzekleine Nuance ist. Deshalb ist es wichtig, dass Menschen – neben Übersetzungen – auch Werke in der eigenen Sprache lesen. Mit Werken in Hausa möchten wir in unserem Verlag anfangen, denn diese Sprache wird nicht nur in Nigeria gesprochen, sondern auch in zahlreichen benachbarten Ländern Westafrikas. Es gäbe dafür einen Markt in Ghana, Senegal, Gambia und Mali. Selbst in China gibt es eine große Diasporagruppe von Hausa-Sprechern!

Wie sieht denn der Markt für Bücher in afrikanischen Ländern wie Nigeria aus?

Bisher lag der Schwerpunkt in fast allen afrikanischen Ländern sehr stark auf der Publikation von Schul- und Fachbüchern. Der Bildungssektor dominierte ganz klar. Inzwischen verschiebt sich da aber einiges. Der Markt für Belletristik wächst kräftig. In den letzten 10 bis 15 Jahren hat die Anzahl von Publikumsverlagen, die Unterhaltungsliteratur herausbringen, deutlich zugenommen. Und die Leserschaft öffnet sich für Literatur aus dem eigenen Land und für Werke aus anderen afrikanischen Ländern. Der Appetit ist da!

Woher kommt dieser neue Appetit?

Menschen möchten sich in Werken wiedererkennen und Bezüge zu ihrem eigenen Leben finden. Sie möchten sich gespiegelt sehen, möchten geschilderte Situationen wiedererkennen oder das Handeln einer Figur nachvollziehen können. Früher haben wir Werke englischer Autoren gelesen. Wir lasen Geschichten über Welten, die nichts mit unserer Wirklichkeit zu tun hatten. Und diese literarischen Werke haben auch nur Menschen einer bestimmten sozialen Schicht gelesen. Wenn erst der Bezug zur eigenen Realität da ist, fängt auch eine breitere Gruppe von Menschen an zu lesen. Und dann wächst auch die Neugier auf Neues. Dann beginnen sich Menschen für grenzüberschreitende Literatur zu interessieren. Sie möchten sehen, ob es Ähnlichkeiten gibt, oder entdecken, was anders ist. Aber es ist erst einmal einfacher, den Zugang zur Literatur über die eigene Kultur herzustellen. Die Deutschen haben ja auch erst die eigene Literatur absorbiert und über sie den Zugang zu russischen, französischen oder nordischen Autoren bekommen.

Warum kommt diese Entwicklung erst jetzt?

In Afrika war es lange Zeit nicht möglich, eigene Autoren und Autorinnen zu lesen. Wer „gebildet“ war und lesen konnte, las europäische Bücher. Etwas anderes gab es ja nicht. Selbst heute ist die Literatur, die leicht zugänglich ist – ich nenne sie Flughafenliteratur –, von westlichen Autoren wie John Grisham oder John Le Carré geprägt. Ich will nicht hochnäsig sein, aber diese leichte Kost ist das, was sehr viele Menschen lesen – in Afrika, aber auch weltweit. Auch Trivilliteratur hat ihre Berechtigung, aber sie führt keine positiven Änderungen herbei, regt nicht zur Reflexion an, wird die Welt nicht verändern. Für mich ist das Verlegen von Büchern eine zivilisatorische Aufgabe und zugleich eine ideologische. Wer besitzt die Ressourcen, um bestimmte Narrative zu verlegen? Wer

hat die Deutungshoheit? Bei Cassava Republic Press wollen wir die Produktionsmittel besitzen und sicherstellen, dass erst einmal Nigerianer miteinander in den kulturellen Dialog kommen, dann mit dem Rest von Afrika, mit der Diaspora in der Karibik, in den USA, in Europa – und erst dann mit der restlichen Welt. So sichern wir uns auch einen Platz am globalen literarischen Esstisch und steuern ein Teil zum Menü bei. Wir wollen nicht länger nur das konsumieren, was uns von außen vorge-setzt wird. Jede Kultur muss ein Gefühl von Selbstliebe entwickeln, und dazu gehört auch eine eigene literarische Stimme. Ich will nicht, dass wir uns bis in alle Ewigkeit nur in europäischen Sprachen auszudrücken vermögen. Wir müssen den Stimmen Afrikas Gehör verschaffen. Eigene Geschichten in unseren eigenen Sprachen erzählen. Es ist an der Zeit, ein neues afrikanisches Literaturverständnis aufzubauen, das Autoren und Leser und Leserinnen von Benin bis Bahia verbindet.

Haben Sie eine Lieblingsautorin oder ein Lieblingsbuch?

Es gibt so viele tolle Werke da draußen, da würde es mir schwerfallen, ein einziges als Liebling herauszupicken. Außerdem finde ich, dass diese Art der Kategorisierung Teil eines kapitalistischen Framings ist, sich für eine Sache, für das Beste zu entscheiden und dadurch den Rest abzuwerten. Daher: nein. Aber ich verrate gern, welche Bücher ich auf eine einsame Insel mitnehmen würde. Auf jeden Fall hätte ich Toni Morrisons „Song of Solomon“ dabei. Einpacken würde ich auch „A Question of Power“ (deutsch Die Farbe der Macht, Orlanda Verlag) von der südafrikanischen Schriftstellerin Bessie Head und die Essaysammlung „Sister Outsider“ von der Feministin Audre Lorde. Ein Europäer wäre auch dabei, der französische Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty, weil ich mich mit jemandem unterhalten müsste. Und dafür sind seine Werke genial. | |

Afrikanisches Klein-Babel

Die europäischen Sprachen trennen Afrikaner voneinander

| Boubacar Boris Diop

Der Turkish Airlines Flug Nr. 1673 von Istanbul nach Köln verläuft ereignislos. Nach der Landung heißt es anstehen, zwecks Passkontrolle. Der Polizist stem-pelt die Dokumente schnell, denn die Warteschlange ist lang. Aber er wird sein Tempo erheblich drosseln, sobald die Reihe an mir ist, das weiß ich aus Erfahrung.

Und es kommt, wie es kommen muss. Er wendet und dreht meinen Pass um und um, mustert mich misstrauisch mit diesem mir allzu vertrauten, abschätzigen Blick, bevor er mich fragt, was ich in Deutschland will. Ich spüre, wie der Zorn mich packt, und antworte knapp, dass ich zu einer Konferenz eingeladen bin. „Wie heißt die Konferenz?“, will er wissen. „Crossing Borders“. Alles in seinem Blick sagt: er fühlt sich von mir auf den Arm genommen. Er will das Einladungsschreiben sehen. Ich habe es nicht ausgedruckt, aber, welch Gnade des Herrn, ich darf meinen Mac am Schalter hochfahren. Der Beamte ist sich seiner Sache sicher: Mit mir hat er einen potenziell Illegalen am Haken. Das Ganze spielt sich vor den Augen meiner verärgert wartenden Mitreisenden ab. Sehr peinlich.

Solche Bilder nähren tagtäglich das, was man mir Antikemitismus zu nennen gestatte, da ich den Begriff passender finde als Negrophobie (Kemetismus bezeichnet die Wiederbelebung der vorchristlichen ägyptischen Kultur und Glaubenswelt). Ich bekomme

meinen Pass schließlich zurück, ohne ein Wort der Entschuldigung. Was heißt Crossing Borders eigentlich auf Deutsch? Damals war mir nicht zum Lachen zumute. Heute erheitert mich der Gedanke, dass zwei einfache Wörter den Quadratschädel dieses wackeren Familienvaters gehörig durcheinandergewirbelt haben! Unter uns gesagt, auf dem Weg zu einer solchen Veranstaltung nach Nigeria abgeschoben zu werden, hätte köstlich ironische Züge gehabt.

Wie schön dagegen, wieder Fuß auf Kölner Boden setzen zu können. Fremde Städte sind oft wie fremde Menschen, die man auf der Straße trifft, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Manchen aber begegnet man tatsächlich. So wie Köln. Nicht, dass ich dem Charme der Stadt erlegen wäre, und schon gar nicht will ich sagen, dass sie von unerträglicher Schönheit ist. Ndèye Codou und mir widerfuhr etwas viel Banaleres: Wir hatten den Eindruck, uns hier mühelos allein zurechtfinden zu können, fühlten uns binnen kurzem fast wie zu Hause.

Und jetzt, zurück in Yola (Nigeria), kann ich die Augen schließen und sehe die Orte und Menschen in Köln wieder vor mir. Nicht nur

das Rautenstrauch-Joest-Museum und das Motel One direkt gegenüber, oder das Schauspiel Köln, in dem die bewegende Abschlussfeier stattfand, nicht nur Zukiswa Wanner oder meine große Mitstreiterin Wangui wa Goro. Ich höre Sulaiman Addonia eines Morgens über sein persönliches Trauma sprechen, als es um die Frage nach der Sprache geht, in der man schreibt – oder gar um ein wild wucherndes Dickicht mehrerer Sprachen. Und mir kommt mein Freund aus Kindertagen in den Sinn: An seinem ersten Tag auf der französischen Schule befahl ihn panische Angst, die ihn bis heute verfolgt.

Mein literarischer Weg führt mich an den Punkt, an dem ich das kollektive, an ein koloniales Spracherbe gebundene Trauma ausleuchte. Mein drängender Wunsch, Bücher auf Wolof zu schreiben, wäre tatsächlich ohne den Völkermord an den Tutsi in Ruanda ein frommer Wunsch geblieben. Dort hat sich der französische Staat zum Komplizen von Killern gemacht, von Mördern neugeborener und alter Menschen in Ruanda – nur um seinen Rang in der Welt zu behaupten. Schließlich galt es, in Ruandas Hauptstadt Kigali das Französische gegen eine in Pariser Augen anglophone Guerilla zu verteidigen. Nun war Französisch, in Ruanda blutrot geworden, auch die Sprache meiner Bücher. Und da ich aus einem Land komme, in dem ebenfalls der Pariser Machtwille herrscht, erkannte ich eines Tages, dass diese bei lebendigem Leib in Latrinen entsorgten Babys auch senegalesische Babys hätten sein können. Kaum war mir das bewusst geworden, blieb mir nur noch, meinen Wunsch in die Tat umzusetzen und fortan auf Wolof zu schreiben.

Überdies wurde mir klar, dass der Genozid an den Tutsi nicht tragischerweise den Hass auf Andere, sondern Selbsthass zum Ausdruck brachte. Im Grunde läuft im Leben alles auf die eine Frage hinaus, ob man den Anblick seines eigenen Spiegelbilds ertragen kann. Wie sollen Afrikanerinnen und Afrikaner rund um den Globus ohne Wertschätzung für die eigene Muttersprache die afrikanische Identität glaubwürdig behaupten?

| Gedichte in Luo, Wolof
Kiswahili und Gikuyu

Weil man in Köln die schöne Idee hatte, die „afrikanischen Stimmen“ nicht auf das zu beschränken, was in den Kolonialsprachen verfasst wird, konnte Susan Kiguli aus Uganda ihre Gedichte auf Luo, Ndèye Codou Fall aus Senegal ihre Werke auf Wolof rezitieren. Auch Kiswahili und Gikuyu hörten wir während des Festivals. Wer von einem Gedicht bewegt ist, ohne dass er auch nur ein Wort der Sprache versteht, in der es entstand, dem wird ein einmalig anrührendes Erlebnis zuteil. Mir bescherte Susans Vortrag ein solches und erinnerte mich zugleich an das, was jeder Autor, jede Autorin instinktiv weiß: Der wahre Sinn, die wahre Bedeutung von Wörtern steht in keinem Wörterbuch. Sie ergibt sich vielmehr aus ihrer Musikalität. Ist die Gestik



Boubacar Boris Diop

ist Schriftsteller und Drehbuchautor. Er ist 1964 im Senegal geboren und hat mehrere Essays und viele Romane geschrieben, einige in Wolof. Berühmt wurde er mit seinem Roman „Murambi, The Book of Bones“ über den Genozid in Ruanda 1994. Boris Diop ist Gründer von EJO, eines Verlags, der in afrikanischen Sprachen publiziert und diese fördert.



Angeregte Diskussion mit Anne-Sophie Azizè Flittner (Dolmetscherin), Ndeye Codou Fall und Rémi Tchokothe (von links).

Ich möchte hier einen Punkt hervorheben, den ich schon immer für entscheidend hielt: Literarisches Schaffen lebt nicht nur von Sprache. Théo Ananissoh und Marie Darrieuseq schreiben beide, strenggenommen, auf Französisch. Beider Romanwelten aber könnten unterschiedlicher nicht sein. Die Ähnlichkeit zwischen Ananissoh aus Togo und dem auf Englisch schreibenden Somalier Nuruddin Farah hingegen sticht sofort ins Auge. Entgehen uns derlei Ähnlichkeiten, so liegt das an der Berliner Mauer. Nicht an der aus der Zeit des Kalten Krieges, deren Fall übrigens gefeiert wurde, während wir in Köln versammelt waren. Ich rede hier vielmehr von der Berliner Mauer auf dem afrikanischen Kontinent, von dieser nie benannten, unsichtbaren Grenze, sprachlich dreimal dicker als die historische Mauer, die 1885 in unseren Köpfen entstand, als die Imperialmächte Europas Afrika unter sich aufteilten.

| Ein zerfallener Kontinent, dessen Seele aus dem Gleichgewicht geraten ist?

Auf dieses Ereignis der Zeitgeschichte zu verweisen bedeutet weder, die eigene Verantwortung auf andere abzuwälzen, noch ein wie auch immer geartetes Vorrecht auf Schmerz zu beanspruchen. Hier soll lediglich daran erinnert werden, dass wir uns seit diesem historischen Moment über die Sprachen der Eroberer definieren. Es hätte eine schlichte Übergangsphase, ein kurzer Zwischenhalt sein sollen. Doch manche Stimmen sagen, wir müssen uns diesem Tatbestand auf ewig fügen. „Die historische Initiative ergreifen“ – wie Cheikh Anta Diop es ausdrückt – mag eine übermenschlich schwere Aufgabe sein. Nach dem von Chinua Achebe in Okonkwo oder das Alte stürzt beschriebenen „Einsturz“ haben wir es mit einem zerfallenen Kontinent zu tun, dessen Seele so aus dem Gleichgewicht geraten ist, dass er sich manchmal sogar fragt, ob er, jeder anderslautenden Beteuerung zum Trotz, je existiert hat. Ist es überhaupt sinnvoll, ihn neu erstehen zu lassen? Daran zu zweifeln, steht jedem frei. Und doch, welch wunderbares Gefühl, sich von der Strömung mitreißen zu lassen, wohl wissend, dass sie in den Abgrund mündet. Auf literarischer Ebene spiegelt sich das seit nun fast einem Jahrhundert in extravertierter Produktion, die weder unsere Völker noch den Rest der Menschheit bereichert. | |

dieselbe, ob man nun Französisch spricht oder Wolof? Natürlich nicht. Das war am Eröffnungsabend augenfällig. Auch die Mimik variiert. Weil im Moment des Sprachwechsels jener andere Mensch in uns, unser Doppelgänger mit seiner seit Ewigkeiten unterdrückten Stimme, quasi außer sich, die Macht übernimmt, um die Welt zu benennen.

Viele Intellektuelle verzagen, verharren bisweilen gar schockstarr, weil afrikanische Sprachen, sehr zahlreich und über den gesamten Kontinent verstreut, gehöriges Spaltungspotenzial in sich tragen. Daher die immer wiederkehrende Frage, ob die Kolonialsprachen, mit denen wir uns immerhin untereinander verständigen können, nicht doch das kleinere Übel sind. Das Argument erscheint durchaus logisch, lässt aber außer

Acht, dass eine Sprache mehr ist als ein bloßes Kommunikationswerkzeug. Sie ist nie nur das. Schon auf den ersten Seiten von Dekolonisierung des Denkens betont Ngũgĩ wa Thiong’o, dass sie auch und vor allem Kulturträgerin ist.

Fremde Städte sind oft wie fremde Menschen, die man auf der Straße trifft, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Manchen aber begegnet man tatsächlich.

Allem Anschein nach sind Literaturschaffende in Afrika die einzigen, die glauben, sie könnten ihres Volkes Seele mit Worten beschreiben, die diesem Volk rein gar nichts sagen. Weshalb sollte es uns also verwundern, dass diese Literatur, von einigen genialen Ausnahmen abgesehen, sich so ungeschickt anstellt? Lehnsprache – geliehene Sprache.

Hier soll nicht den europäischen Sprachen der Prozess gemacht werden: Auf Französisch kann ich mich mit dem tschadischen Autor Koulsy Lamko unterhalten, auf Englisch mit dem Nigerianer Elnathan John. Europäische

Sprachen ermöglichen Afrikanerinnen und Afrikanern zwar das Gespräch miteinander, trennen sie aber voneinander, indem sie sie in frankophone, anglophone, lusophone Gruppen unterteilen. Gibt es künstlichere Gebilde? Die Vertreter der jewei-

ligen Gruppen reden übrigens kaum noch miteinander. Wen wundert’s?



Vier Tage und ein Perspektivwechsel

Diversität ist das Ziel – das Festival war ein Anfang

| Elisa Diallo

Zum Festival „stimmen afrikas“ reise ich nach Köln, aber auch nach Cologne. So kennt man Köln in Frankreich, wo ich herkomme, und auf Englisch. L'eau de Cologne. Die Kathedrale. Charlemagne. Der Karneval. Das alles hat Köln auch, natürlich. Aber Cologne und Köln sind anders. Zumindest für mich.

Ich kannte früher nur Cologne, später lernte ich auch Keulen kennen, als ich in den Niederlanden lebte. Erst als ich von Amsterdam nach Deutschland auswanderte, vor zehn Jahren, lernte ich den richtigen, den ursprünglichen Namen von Cologne und Keulen: die Deutschen sagen Köln.

Im Alltag spreche und schreibe ich in verschiedenen Sprachen, ich kündige also meine Reise auf Französisch, Deutsch und Englisch an. In meinen Mails werde ich mal nach Köln, mal nach Cologne fahren. Der Wechsel macht mir nichts aus, ich merke ihn nicht mehr.

Aber irgendwann wird mir bewusst, dass in mir unterschiedliche Bilder auftauchen, je nach Sprache: Cologne klingt alt, ich sehe pittoreske Fachwerkhäuser und einen Weihnachtsmarkt. Meine Bilder von Köln sind weniger romantisch, eigentlich habe ich kaum welche. Ich frage deshalb um mich herum, vor der Reise: Wer kennt Köln, wie ist die Stadt, wie ist ihr Ruf? Eher gut. Köln ist sympathisch. Offen. Die Stadt der Medien. Dort leben viele Journalisten und Schauspieler. Viele Migranten auch, vor allem aus der Türkei.

| „Cologne is diverse“: Das ist politischer und klingt immer noch positiv

Ein paar Tage, bevor ich nach Köln fahre, telefoniere ich mit einem Journalisten vom Westdeutschen Rundfunk (WDR). Wir bereiten ein Interview vor, ich werde im Radio, in Köln, über das Festival sprechen. Werbung machen, bevor es losgeht. Am Telefon gehen wir schon mal alle Themen durch, die für das Interview interessant werden könnten: wir reden über afrikanische Literatur, über Diversität im Literaturbetrieb, über Übersetzungen und Mehr-

sprachigkeit, über Diversität in Deutschland und in Europa. Wir landen schnell beim Thema Migration und von dort bei Rassismus und Zugehörigkeit. Der Journalist sagt mir, dass er aus einem kleinen Ort in Bayern kommt, dort ist er geboren und aufgewachsen, aber in seiner Heimat hielt er es als Erwachsener nicht mehr aus. Er zog nach Köln. „Köln ist bunt“, sagt er mir. „Cologne is colorful“, könnte das auf Englisch heißen, und das klingt gut. Positiv. Oder, weniger metaphorisch, „Cologne is diverse“. Das ist politischer, klingt immer noch positiv.

Ich kenne die Stadt noch nicht, aber Köln klingt erstmal nach dem richtigen Ort für ein Festival, das sich Crossing Borders nennt. Bei meiner Vorbereitung auf die Reise hoffe ich auf eine möglichst bunte Erfahrung.

Und das wurde sie.

Crossing Borders, über Grenzen gehen. Dabei die Sprache wechseln. Übersetzen, in zwei Wörtern. Vier Tage lang, bei Podiums-Diskussionen, Lesungen, Bühnenprogramm, zahlreichen Begegnungen und Gesprächen: Wir feiern Mehrsprachigkeit, sehnen uns, in der Welt der Literatur, nach mehr Übersetzungen, loben Übersetzerinnen und Übersetzer, Dol-

Das Team des Literaturfestivals CROSSING BORDERS: Nina Tade, Elina Rivera, Dana Harms, Janna Perbix, Manon Diederich, Teresa Cremer, Christa Morgenrath, Eva Wernecke, Conrad Kausch

metscherinnen und Dolmetscher. Wir bewegen uns zwischen den Sprachen, Englisch, Deutsch, Wolof, Luanda, Französisch, Kiswahili, Kikuyu, auch zwischen einer eher akademischen und den vielen poetischen Sprachen der Autoren und Autorinnen.

Wir werden mehrsprachig sein: ohne Scham oder Bescheidenheit

Auf der Bühne ist schon am ersten Abend klar: Wir werden hier mehrsprachig sein und sein dürfen, ohne Scham oder Bescheidenheit. Mehrsprachigkeit ist ein Geschenk. Mehrsprachigkeit macht flexibel. Mehrsprachigkeit macht kreativ: wie viele Möglichkeiten plötzlich entstehen, wie viele neue Perspektiven auf die eine Sprache, wenn man sie aus einer anderen Sprache betrachtet, oder in eine andere Sprache übersetzt. Wie viele Wege und Brücken zwischen den Sprachwelten.

Die Dichterin Susan Nalugwa Kiguli liest ein Gedicht auf Luanda vor, ich höre zu und lese die projizierte Übersetzung auf Englisch, übersetze noch mal für mich ins Französische, nur manche Wörter, und vergleiche die Bilder in meinem Kopf.

Auf der Bühne wird Ngūgĩ wa Thiong’o zitiert: „Einsprachigkeit ist das CO₂ einer Kultur. Mehrsprachigkeit ist der Sauerstoff einer Kultur.“ Das ist ein starkes Bild. Später, bei einer anderen Veranstaltung, spricht der Autor Gunther Geltinger von dem Raum, der beim Übersetzen entsteht: der Raum, in dem der Text, vielleicht, noch einmal atmen kann, zusätzlichen Sauerstoff bekommt. Diese Idee gefällt mir, sie ist fruchtbar, ich nehme sie mit.

Die Lesung von Sarah Ladipo Manyika aus ihrem jüngsten Buch „Like a Mule bringing Ice Cream to the Sun“ wird fast zur Theatervorstellung. Die Autorin spielt mehr, als sie liest, sie erweckt ihre Figuren zum Leben. Sie liest auf Englisch, und die Schauspielerin Dela Daboulamanzi gibt den gleichen Figuren eine deutsche Stimme, sie kommen noch einmal zum Leben. Sarah Ladipo Manyika erklärt uns auch, wie diese Charaktere, diese literarischen Persönlichkeiten entstanden sind: Sie hat Figuren und Lebenssituationen geschaffen, über die sie selber lesen wollte,

die sie so in der Literatur aber noch nicht gefunden hatte. Wir sind dann wieder beim Thema Diversität. Wir brauchen mehr davon, wir wollen mehr davon. Und insbesondere: Es braucht mehr Literatur vom afrikanischen Kontinent. Literaturen, die auch die Diversität der afrikanischen Länder ausdrücken. Unser Kreis, hier in Köln, bei diesem Festival, erscheint uns groß und auffallend divers. Von Boubacar Boris Diop und Ndeye Codou Fall bis Olumide Popoola, Zukiswa Wanner und Fiston Mwanza Mujila, verschiedenen Sprachen und Länder, mehrere Generationen und die unterschiedlichsten Themen. Wir wissen aber, dass wir eigentlich in unserer Branche wenige sind. Und dass wir als Gruppe wachsen und sichtbarer werden müssen.

Begegnungen und Diskussionen wie in Köln habe ich noch nie erlebt

Seit über zehn Jahren arbeite ich im Literaturbetrieb. Von Deutschland aus. Vergleichbare Begegnungen und Diskussionen wie in diesen vier Tagen in Köln habe ich noch nie erlebt. In meiner Welt werden Kosmopolitismus und internationale Offenheit mit „wir sprechen Englisch auf der Bühne“ gleichgestellt. Wir wissen alle: Unsere internationale Literatur besteht zu achtzig Prozent, wenn nicht mehr, aus amerikanischen und englischen Büchern. Das ist die Literatur, die hauptsächlich übersetzt und in Europa gelesen wird. Die Einsprachigkeit der globalen Literaturindustrie ist unumstritten. Auch die Autoren aus afrikanischen Ländern, die internationale Sichtbarkeit genießen, werden aus dem Englischen übersetzt. Eine Minderheit aus dem Französischen, ein paar aus dem Portugiesischen. Ganz zu schweigen von Literaturen in afrikanischen Sprachen. In der internationalen Buchbranche gibt es sie nicht.



Elisa Diallo

ist 1976 in Paris geboren; ihr Vater stammte aus Guinea-Conakry, ihre Mutter aus Frankreich. Sie hat Geschichtswissenschaften in Paris und Niederlandistik und Literaturwissenschaften in den Niederlanden studiert. Seit 2009 ist sie in Deutschland in der Verlagsbranche tätig. 2019 erschien ihr autobiographisches Essay „Fille de France“ über den Versuch, Deutsche zu werden, über Heimat und Ausgrenzung.

Die große Herausforderung, nein: die Aufgabe für die Autoren und Verleger aus Afrika ist es, eine diverse Literatur hervorzubringen. Auch oder vor allem in den afrikanischen Sprachen. Darüber reden wir in Köln viel, die Diskussionen sind teilweise erhitzt, hier geht es um etwas. Aber das Bedauern einer erbärmlichen Situation reicht nicht aus, fromme Wünsche auch nicht. Was mir und uns in diesen Tagen klar wird: Der erste Schritt in Richtung einer diverse(re)n Literatur ist ein Perspektivwechsel. Amerika und Europa werden so lange das Zentrum bleiben, wie die ganze Literaturbranche sie als solches betrachtet.

Das kann sich ändern, es ändert sich schon, und was passiert, dürfen wir nicht kleinreden. Der nigerianische Verlag Cassava Republic fängt 2020 mit einem neuen Imprint an: Kinderbücher in Yoruba, Igbo und Hausa. So wird eine Leserschaft heranwachsen für diese Literaturen. Eine Leserschaft mit einem anderen Verhältnis zu ihrer Kultur, einem anderen Selbstbewusstsein. Weil Cassava Republic international bekannt und relevant ist, wird es bei diesem ersten Schritt nicht bei Nigeria bleiben: Andere Verlage werden mitziehen. Ein paar Agenturen für afrikanische Autoren gibt es schon; es werden mehr werden, irgendwann viele, Literaturpreise auch, Festivals, und immer mehr Verlage, Autoren und Leser. Es ist keine Utopie oder Wunschvorstellung, das muss es zumindest nicht bleiben. Es ist eine Richtung, in die wir gehen können, Schritt für Schritt. Der erste ist die Anerkennung, dass eine einsprachige Weltliteratur nicht unabwendbar ist. Mehrsprachigkeit ist besser, Diversität ist das Ziel, lasst uns den Blick in diese Richtung wenden und die Aufgabe angehen. In Köln haben wir angefangen. | |

Es ist Attiéké, nicht Maniokgrieß

Über die Macht von Sprache und Literatur

| Von Edwige-Renée Dro

Literatur ist Macht. Deshalb werden Literaturschaffende seit jeher schikaniert und verfolgt. Siehe James Baldwin und die FBI-Akten über ihn. Ahmadou Kourouma hat sein Leben im Exil verbracht und ist ewig rastlos im Exil gestorben. Buchi Emechetas Mann hat aus Angst ihr erstes Manuskript verbrannt und so ihren ersten Roman vereitelt.

Liegt es tatsächlich an der Macht der Literatur, dass man in endlosen Gesprächsrunden über Afrikas Entwicklungsstand nicht diese zum Hauptthema macht, sondern lieber über Start-ups, Unternehmergeist und Entwicklung diskutiert? Entwicklung auf welcher Basis? Auch darüber könnte man sich ausführlicher unterhalten, wenn Literaturschaffende endlich auch zu Veranstaltungen von Unternehmensgründern, zu Unternehmerwettstreits und Technologieexperten-Runden eingeladen würden, statt bloß im Beiprogramm für Unterhaltung zu sorgen, womit die Veranstalter demonstrieren möchten, wie aufgeweckt und am Ball sie sind. Weil Afrika aber nun einmal da steht, wo es steht, können wir nicht allzu wählerisch sein.

Literatur ist mächtig. Deshalb überdauern Bücher wie „Ein so langer Brief“ von Mariama Bâ oder „Okonkwo oder das Alte stürzt“ von Chinua Achebe oder auch „Gottes Holzstücke“ von Sembène Ousmane. Sie haben mich in meinem Wunsch bestärkt, Literaturübersetzerin und Literaturaktivistin zu werden. Wenn ich in Afrika Leser oder Literaturschaffende, die nicht meiner Sprachgruppe angehören, über Bücher von Mariama Bâ, Ahmadou Kourouma, Sembène Ousmane oder andere Autoren reden höre, denke ich: Das verdanke ich der Macht von Literaturübersetzenden und Visionären. Deshalb arbeiten Cassava Republic, Jalada, Bakwa und andere Verlage auch ganz in meinem Sinne. Visionäre!

Literatur, Literatur und nochmals Literatur, in all ihren Ausprägungen, weil wir nur, indem wir Afrikanerinnen und Afrikaner einander besser kennenlernen, diese Macht zurückgewinnen können. Echte Macht, nicht das, was



Abschlussperformance im Britney mit Gästen des Festivals und Schauspielern und Schauspielerinnen vom Schauspiel Köln.

der IWF, die Weltbank oder der Economist uns zugestehen. Hoffnungslos. Hoffnungsvoll. Wachstum. Aufstrebendes Afrika. Afrika die Zukunft. Ist eigentlich allen klar, dass niemand die Zukunft je gesehen hat? Weshalb Zauderer anstehende Arbeit immer auf morgen verschieben, woraufhin dann nichts geschieht, weil ja morgen nie kommt.

| Wir brauchen Visionäre. Menschen, die sich selbst kennen und akzeptieren

Wenn wir die Macht wiederhaben wollen, brauchen wir kritische Masse. Wir brauchen Visionäre. Menschen, die sich selbst kennen und sich akzeptieren. Nicht durch die Brille der Anderen, sondern durch die eigene. Was mich zu meinem Argument führt, dass Attiéké eben Attiéké ist und nicht Maniokgrieß. So wie Pizza schlicht Pizza, ein Hamburger ein Hamburger oder Crème brûlée Crème brûlée ist.

Wie oft habe ich Texte von Kolleginnen, Kollegen aus dem französischsprachigen Teil Afrikas gelesen, in denen Attiéké oder Gbaka mit dem auf die erläuternde Fußnote verweisenden Sternchen versehen waren. Gbakas: Kleinbusse für den öffentlichen Nahverkehr. Attiéké: Maniokgrieß.

Als ich das zum ersten Mal las, habe ich mich gefragt: „Welchen Fraß hat man dem Bruder wohl als Attiéké vorgesetzt, dass er Attiéké als Maniokgrieß bezeichnet?“ Cassavagrieß? Wie denn? Wo? Das kommt dabei raus, wenn man übereifrig versucht, anderen die eigenen Erfahrungen zu erklären! Und erst die Leute, die den Wechselkurs des Franc CFA gegenüber dem Euro angeben. Ernsthaft? Was die Frage aufwirft, für wen sie eigentlich schreiben? Wer in der Elfenbeinküste, selbst wenn er hoch im

Gefühlt stehen Literaturschaffenden aus Afrikas englischsprachigem Teil mehr Ressourcen zur Verfügung als denen im frankophonen Teil, weshalb sie wohl auch besser begreifen, dass Schreiben ein Handwerk ist und nicht irgendetwas, das sie nach einem Musenkuss überkommt und fertig.



spärlich gesät sind. Aber so ist die Lage nun mal, während ich, im Dezember 2019, diesen Artikel schreibe. Keine wirklich guten Verlagshäuser, und dennoch: Warum Gallimard und nicht Jimsaan? Grasset statt Amalion Publishing? Vielleicht, weil man glaubt, jenseits des Mittelmeers seien mehr Prestige und höhere Einnahmen zu erzielen als hierzulande. Je mehr die Dinge sich ändern ...! Aber ändern muss sich etwas.

Auch auf die Gefahr hin, so zu klingen wie die Mitmenschen, die nicht auf einheimische Verlage setzen: Gefühlt stehen Literaturschaffenden aus Afrikas englischsprachigem Teil erheblich mehr Ressourcen zur Verfügung als denen im frankophonen Teil, weshalb sie wohl auch besser begreifen, dass Schreiben ein Handwerk ist und nicht irgendetwas, das sie nach einem Musenkuss überkommt und fertig. Mir widerstrebt die Einteilung Afrikas in Anglophone, Frankophone, Arabophone zwar, aber hey ho! Solange sie dem Verständnis und meiner Argumentation dient ...

Als Autorin und Literaturübersetzerin, vor allem aber, weil ich mich als Literaturaktivistin verstehe, habe ich mich in diesem Jahr auf Schulungen und auf die Vermittlung von Fortbildungen konzentriert. Unter anderem habe ich Schreibwerkstätten in Togo, Kamerun und der Elfenbeinküste geleitet, war Mentorin für junge Übersetzende von Belletristik, habe kreative Afrikanerinnen, Afrikaner aus der Welt der Literatur miteinander ins Gespräch gebracht. Aus einem einfachen Grund: Mich hat nie gekümmert, was andere – der Westen, die Chinesen oder wer sonst – über uns sagen oder denken.

Ob hoffnungsvoll oder hoffnungslos, mir ist ziemlich egal, was andere

sagen, weil ich neugieriger bin auf das, was wir über uns selbst sagen. Deshalb übersetze ich afrikanische Literatur.

Weil ich auf diesem Kontinent Grenzen überwinden will.

Darüber hätte ich mich auf dem Literaturfestival Crossing Borders in Köln im November 2019 gern mit anderen ausgetauscht, die, wie ich, für die Literatur im Einsatz sind. Es ging ums Übersetzen, Übertragen, Kommunizieren, aber der Terminplan ... Das Thema ist relevanter denn je. Was übersetzen wir als Afrikanerinnen und Afrikaner? Wie übersetzen wir? Durch welche Brille betrachten wir, was wir übersetzen? Denn beim Übersetzen übertragen wir Ansichten, Meinungen, Gedanken. Wir kommunizieren.

Deshalb finde ich es umso erfreulicher, dass die Romane von Elnathan John, Abubakar Adam Ibrahim, Yaa Gyasi schnell auch als Übersetzungen vorliegen, vor allem in Französisch. In vielen Französischs. Auch dass der ivoirische Autor Gauz übersetzt wird, freut mich. Dass junge afrikanische Kreative aus der Welt der Literatur sich für Belletristik-Übersetzungen

interessieren. Weil die literarische Energie des Kontinents Kreativen in anderen afrikanischen Sprachen nicht nur Märkte eröffnet, sondern auch andere Wege ebnet.

Das regt Gespräche an wie „Hey, wenn Gauz in Debout-Payé so unkonventionelles Französisch schreiben kann, dann kann ich das auch in meinem Kamfrenchisch.“ Wenn wir, etwa in einer Kurzgeschichte in der Zeitschrift Bakwa, Garri sehen, weder kursiv geschrieben noch mit Sternchen und Fußnote bedacht, kann Attiéké bleiben, was es ist. Denn Maniokgrieß ist es definitiv nicht. | |



Edwige-Renée Dro

ist Schriftstellerin, literarische Übersetzerin (Französisch und Englisch) und literarische Aktivistin aus der Elfenbeinküste. Sie wurde unter anderem 2015 mit dem PEN International Short Story Preis sowie 2016 mit dem Etisalat Prize for Literature ausgezeichnet. www.edwigedro.com

Norden lebt, in Boundiali, wo es keine Gbakas gibt – zumindest keine gab, als ich dort lebte –, wüsste nicht, was Gbakas sind? Und je weniger Worte über den Wechselkurs von Franc CFA und Euro verloren werden, desto besser. Noch ist die Masse nicht kritisch.

„Für wen schreiben diese Leute eigentlich?“ ist natürlich rhetorisch gemeint. Anfang 2017 habe ich mit ein paar Freunden Abidjan Lit gegründet. Ein Kollektiv aus Leuten, die Literatur vermitteln und Menschen in der Elfenbeinküste zum Lesen bewegen wollen. Wir organisieren Literaturveranstaltungen in und um Abidjan. Oft haben uns Leute gebeten, auch als Vermittler zwischen ihnen, Autorinnen, Autoren und Verlagen aufzutreten. Wobei allerdings nicht jeder x-beliebige Verleger gemeint ist! Oh nein! Hier geht's um Gallimard. Grasset. Gestandene Verlage. Die in meinem Land, gelinde gesagt,



Die afrikanische Literatur entkolonialisieren

Afrikanischsprachige Literatur ins Deutsche zu übertragen, wäre ein starkes politisches Signal

| Mukoma wa Ngugi

Als deutsche Literatur gilt, wenn ein Buch auf Deutsch verfasst ist. Afrikanische Literatur hingegen ist meistens in Englisch oder Französisch verfasst. Afrikanische Autoren sollten ermutigt werden, in afrikanischen Sprachen zu schreiben.

Im Sommer 2017 habe ich meiner Grundschule Tigoni in Limuru, Kenia, einen Besuch abgestattet – über dreißig Jahre nach meinem Abitur und vor einem Rückflug nach Ithaca, New York, wo ich an der Cornell University unterrichte. Am meisten beeindruckt haben mich dabei die 29 Regeln, die in Großbuchstaben neben jeder Klassenzimmertür hingen.

Die erste lautete: DIE ORDNUNGSGEMÄSSE SCHULUNIFORM IST JEDERZEIT ZU TRAGEN. Die zweite: VERNAKULARSPRACHEN SPRECHEN IST VERBOTEN. Unter die Regeln hatte ein Schüler „Wer bist du?“ gepinnt, wie um zu fragen, was aus einem wird, wenn man sie alle befolgt, DER FAHNE IST RESPEKT ZU ZOLLEN inklusive.

Über fünfzig Jahre nach Kenias Unabhängigkeit verbietet man der Schülerschaft also noch immer, afrikanische Sprachen zu sprechen, im Unterricht und sogar in den Pausen. Der Anblick dieser erdrückenden Gebote, in unregelmäßigen Lettern auf welkes Papier getippt, weckte Erinnerungen in mir. Wie viel Macht diese Regeln hatten! Brachest du eine, war dir der Rohrstock gewiss, den du zuvor eigenhändig ausgesucht hattest. Meine gesamte Schulzeit über hat mich die Regel begleitet, die auch Thema meines jüngsten Buchs „The Rise of the African Novel: Politics of Language, Identity and Ownership“ ist, und der zufolge mit Strafe zu rechnen hatte, wer erwischt wurde, wenn er Gikuyu sprach, meine Muttersprache. Schüler machten sich über schlecht Englisch sprechende Mitschüler lustig, Eltern waren stolz auf ihre Sprösslinge, die Englisch fließend, ihre Muttersprachen gar nicht beherrschten.

Die vielen Regeln deuteten auf die Gesellschaft an sich hin. Kurz vor meiner Rückreise nach Ithaca stieß ich in einer Ausgabe von „The Daily Nation“ auf zwei Artikel: English is not a measure of intelligence (Englischkenntnisse

sind kein Maßstab für Intelligenz) und Give Sonko a Break! We can't judge people based on the Mastery of their English (Lasst Sonko in Frieden! Wir können Menschen nicht anhand ihrer Englischkenntnisse beurteilen). In Kenia standen damals Wahlen bevor, und beide Artikel plädierten im Grunde dafür, Kandidaten nicht danach zu beurteilen, wie gut sie Englisch sprachen, und ihnen zu gestatten, die Sprache zu sprechen, mit der sie am besten vertraut waren. In einer Fernsehdebatte war Mike Sonko gegenüber seinen besser Englisch sprechenden Mitbewerbern ins Hintertreffen geraten. Dass er dennoch Gouverneur wurde, lag nicht daran, dass er afrikanische Sprachen in der afrikanischen Politik thematisiert hätte, sondern dass er sein politisches Handwerk besser verstand und so sein Englisch-Handicap wettmachte.

| Wer schlecht Englisch spricht, zahlt einen Preis dafür

Die beiden Artikel treten für kenianische Sprachen ein und verdeutlichen zugleich das mit dem Gebrauch des Englischen verknüpfte tiefe Unbehagen. Wer schlecht Englisch spricht, zahlt einen Preis dafür.

Was macht afrikanische Literatur afrikanisch?
Yann Durand, Mukoma wa Ngugi, Azizè Flittner
(Dolmetscherin) und Clarissa Hermann
(von links) im Gespräch.

Man beachte die Begriffe „Dialekte“ und „Vernakularsprachen“, wenn es um afrikanische Sprachen geht. Andernorts stößt man auf ethnische, lokale, einheimische oder Stammessprachen – Bezeichnungen, die afrikanische Sprachen im Gegensatz zu Englisch oder Französisch sofort als weder dynamisch noch weltgewandt einstufen. Im Oxford English Dictionary bedeutet Vernakularsprache: „Bezeichnung einer Sprache oder eines Dialekts: naturgemäß von Bewohnern eines Landes, einer Region gesprochen; einheimisch, indigen“. Aber auch: „Bezeichnung eines auf dem Land seines Herrn geborenen Sklaven; per Hausgeburt.“ Eingeboren (englisch: native) heißt „an einem bestimmten Ort geboren, heimisch“, aber auch „einer indigenen ethnischen Gruppe zugehörig. Suggestiert häufig minderwertigen Status, Kultur usw. und gilt daher (insbesondere im modernen Sprachgebrauch) als beleidigend“. Derlei Begriffe, auf afrikanische Sprachen angewendet, festigen die sprachliche Hierarchie, in der europäischen Sprachen die Spitzenposition einnehmen. So tragen Wörter wie vernakular, lokal, ethnisch, Dialekt negative Konnotationen quasi naturgemäß in sich.

Vor allem aber sei betont, dass afrikanische Literatur in afrikanischen Sprachen eben afrikanischsprachige Literatur meint. So wie wir in englischer Sprache verfasste Literatur als englische Literatur definieren, als russische Literatur die auf Russisch verfasste. Stellen Sie sich vor, deutsche Philosophie und Literatur wären auf Englisch verfasst oder auf Französisch; würden Sie sie trotzdem deutsche Literatur nennen? Warum kann afrikanische Literatur nicht einfach in afrikanischen Sprachen verfasste Literatur sein?

Als ich Gastprofessor an der St. Paul’s University in Limuru, Kenia, war, sagte mir ein Übersetzer im Zentrum für Bibelübersetzungen, er gehe grundsätzlich davon aus, dass Gott in unseren jeweiligen Sprachen zu uns spricht. Es wäre ziemlich absurd, wenn Gott sich an deutsche Gläubige auf Französisch, an Zulus und Igbos auf Chinesisch richten würde. Doch Scherz beiseite. Missionare hatten schon vor langer Zeit erkannt: Wer Menschen zum Christentum bekehren wollte, musste die Bibel in afrikanische Sprachen übertragen. Weshalb die Bibel bis heute das meistübersetzte Buch der Erde ist. Intellektuelle, Autorinnen und Autoren sollten ihr afrikanisches Publikum in

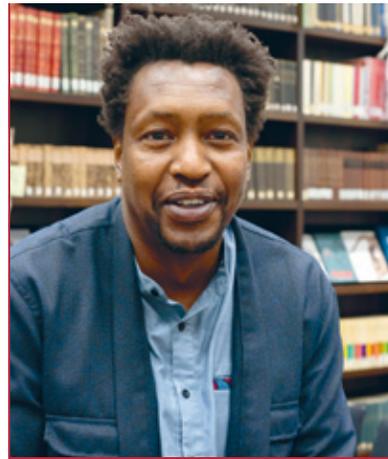
afrikanischen Sprachen ansprechen. Musikerinnen, Politikerinnen, Dramatikerinnen, Nachrichtensprecherinnen und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens tun das längst.

Was kann man also tun? Zum einen braucht unsere Unterstützung, wer in afrikanischen Sprachen schreibt. Wenn etwa Romane aus dem IsiXhosa oder dem Kiswahili ins Deutsche übersetzt würden, wäre das ein starkes politisches Statement. 2014 habe ich gemeinsam mit Lizzy Attree den Mabati-Kiswahili Prize for African Literature ins Leben gerufen, um „afrikanischsprachige Literatur anzuerkennen und die Übersetzung aus, in und zwischen afrikanischen Sprachen zu fördern“. Wir bekommen zwar schon viel Unterstützung von den Hauptsponsoren der Firma Mabati Rolling Mills und der Ngugi wa Thiong’o Stiftung, wären aber froh, wenn wir die Werke der Preisträgerinnen auch in andere afrikanische und in europäische Sprachen übersetzen lassen könnten. Eine stärkere Beteiligung von auf Kiswahili schreibenden Autorinnen und Autoren wäre schön. Sie sollen den Preis gewinnen, könnten aber auch Schreibwerkstätten leiten. Es gibt also noch viel zu tun, um Strukturen für eine tragfähige Basis afrikanischsprachiger Literatur zu schaffen.

| Deutschland ist heute ein Zentrum afrikanischer Kulturproduktion

Auch andere Initiativen sind erwähnenswert: So hat das Jalada Translation Project eine von Ngugi wa Thiong’o auf Gikuyu verfasste Kurzgeschichte in 91 meist afrikanische Sprachen übertragen lassen. Die Erzählung ist zwar schon die meistübersetzte afrikanische Kurzgeschichte, doch sie soll in möglichst viele weitere Sprachen übersetzt werden.

Zum Abschluss möchte ich sagen, wie ermutigend ich es finde, dass Deutschland sich zu einem Zentrum afrikanischer Kulturproduktion entwickelt hat. 2018 war ich zweimal in Ber-



Mukoma wa Ngugi

ist 1971 in Illinois (USA) geboren und in Kenia aufgewachsen. Er hat in den USA Englisch, Creative Writing und Politikwissenschaften studiert. Der Sohn des afrikanischen Autors Ngugi wa Thiong’o arbeitet als Literaturprofessor für Englisch an der Cornell University und ist Autor von Romanen und Gedichtbänden.

lin; einmal beim Festival Writing in Migration, organisiert von der Literaturagentur InterKontinental und kuratiert von der nigerianisch-deutschen Autorin Olumide Popoola. Meine zweite Reise galt dem Afrolution Writers Festival, veranstaltet von Each One Teach One. Im November 2019 nahm ich anlässlich des zehnjährigen Jubiläums von stimmen afrikas am Festival CROSSING BORDERS: translate – transpose – communicate teil, zu dessen Kernthema man zusammen mit der Kuratorin Bibi Bakare-Yusuf

literarisches Schreiben in afrikanischen Sprachen gemacht hatte. Im Unrast Verlag Münster hat „stimmen afrikas“ 2017 die deutsche Übersetzung von Ngugi wa Thiong’os „Decolonizing the Mind“ mit herausgegeben. Für Dekolonisierung des Denkens erhielt Ngugi den Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis. Ebenfalls bei Unrast erschien dank „stimmen afrikas“ kürzlich auch Ngugis „Secure the Base“ unter dem Titel „Afrika sichtbar machen!“.

Bei einer Podiumsdiskussion während des CROSSING BORDERS Festivals sprachen wir mit Bibi Bakare-Yusuf und dem nigerianischen Autor Elnathan John über das Schreiben und Verlegen afrikanischsprachiger Werke: Zum einen sollten wir darauf achten, dass viel gesprochene Sprachen wie etwa Kiswahili von weniger Menschen gesprochene Sprachen nicht dominieren. Auch afrikanische Sprachen können imperialistisch sein. Zweitens braucht es mehr Verleger und eine größere Leserschaft, wenn die Zahl afrikanischsprachiger Texte wachsen soll. Drittens müssen afrikanische Regierungen die Wissens- und Kulturproduktion in afrikanischen Sprachen fördern.

Dass diese Debatte in Deutschland stattfand, wo afrikanische Autorinnen und Autoren und ihre Werke gefeiert werden, macht nicht nur Mut. Hier wird der Gedankenaustausch zwischen afrikanischen und deutschen Literaturen durch Übersetzungen möglich. Übersetzungen machen alle Sprachen gleichwertig. | |

CROSSING BORDERS – Aus der Sicht eines Gastes

Mehrsprachigkeit hat auch Schattenseiten, Übersetzungen können helfen



Die nigerianische Verlegerin Bibi Bakare-Yusuf plädiert beim Festival in Köln für mehr Literatur in afrikanischen Sprachen.

staltung bedeuten. Und vielleicht ein Vorzeichen dafür, dass hier mehr stattfinden würde als bloß weitere Gesprächsrunden in Echokammern. Deshalb fühlte ich mich trotz der niedrigen Temperaturen in Köln so wohl wie in Kampala, am Äquator. Der Abend ging weiter mit brillanter Lyrik von Susan Kiguli (Uganda) und Ndeye Cadou Fall (Senegal), schöner Musik von Melchi VE (Kamerun) und anregenden Redebeiträgen.

Am nächsten Tag nahm ich, gemeinsam mit Sulaiman Addonia (Eritrea/ Großbritannien), Ndeye Codou Fall (Senegal), Dr. Rémi Tchokothe (Kamerun/ Deutschland), am Workshop „Mehrsprachigkeit als Konzept von Bildungssystemen“ teil, den Dr. Wangui wa Goro (Kenia) moderierte. Anne-Sophie Azizè Flittner und Jutta Himmelreich fungierten als Dolmetscherinnen für Französisch, Englisch und Deutsch. Unsere Diskussion ergab, dass schon einiges dafür getan wurde, dass Menschen auf dem afrikanischen Kontinent miteinander kommunizieren können und dass Literatur ihnen in verschiedenen, auch afrikanischen Sprachen zugänglich ist.

Ndeye Codou Fall berichtete über ihre Arbeit als Verlegerin afrikanisch-sprachiger Werke in Senegal. Dr. Tchokothe beschrieb, dass er die schriftlichen Arbeiten seiner Studierenden auf Mayotte weniger streng benotete, als ihm bewusst wurde, dass die meisten nicht das Französische als Muttersprache hatten, sondern ihre Gedanken aus ihren jeweiligen Muttersprachen ins Französische übertrugen. Ich sprach über meine Arbeit als Verlegerin und Redakteurin. In meiner ersten Funktion habe ich eine Anthologie mit Kinderliteratur aus dem Englischen in drei afrikanische Sprachen übertragen. In der zweiten habe ich, vom Goethe-Institut gefördert, eine Anthologie koordiniert und ediert, die sich mit Literatur in Englisch, Französisch und Kiswahili an Jugendliche und junge Erwachsene richtet.

| Zukiswa Wanner

„Jede Kultur muss Selbstliebe entwickeln. Dazu gehört auch eine ganz eigene literarische Stimme“: So drückt es die Gastkuratorin des Festivals *Stimmen afrikas*, Bibi Bakare-Yusuf, aus. **Das Problem: Wie findet Afrika diese Stimmen, wenn die Menschen so viele verschiedene Sprachen sprechen?**

Dem Motto Übersetzen, Übertragen, Kommunizieren wurde man schon in der Eröffnungszereemonie gerecht, indem Dr. Rémi Tchokothe (Kamerun) von der Universität Bayreuth und die Kölner Schauspielerinnen Anne-Sophie Azizè Flittner uns mehrspra-

chig durch den Abend führten. Während sie Englisch und Deutsch dolmetschte, begrüßte er uns in mehreren afrikanischen Sprachen. Die Organisatorinnen des Festivals, Christa Morgenrath und Eva Wernecke, gaben uns einen Einblick in die Geschichte von „stimmen afrikas“. Und Co-Kuratorin Bibi Bakare-Yusuf (Nigeria), Mitgründerin des Verlages Cassava Republic Press erläuterte Hintergründe und Motivation für das Fest und sein diesjähriges Thema.

Beindruckt hat mich, dass so viele Kunst- und Kulturliebhaber und -liebhaberinnen trotz der niedrigen Temperaturen zum Eröffnungsabend gekommen waren, denn mich hätte bei solchem Wetter niemand vor die Tür gelockt. Das rege Interesse war sicher ein Zeichen der Anerkennung für die viele Arbeit, die die Vorbereitung und Durchführung einer solchen Veran-

Beeindruckt hat mich, dass so viele Kulturliebhaber und -liebhaberinnen trotz der niedrigen Temperaturen zum Eröffnungsabend gekommen waren.

Im Laufe unseres Podiumsgesprächs wurde außerdem deutlich, dass Mehrsprachigkeit auch Schattenseiten hat. Sulaiman Addonia schilderte, dass er, nachdem seine Mutter ihn alleine in einem Flüchtlingslager zurückgelassen hatte, für gewisse Zeit sprachlos war. Seit damals empfindet er Mehrsprachigkeit eher als Folter denn als Segen, ähnlich wie andere Sprachen, die er neben seiner Muttersprache spricht. Daraus ergab sich unsere Diskussion über den Gebrauch der Kolonialsprachen auf dem afrikanischen Kontinent, zum Nachteil und auf Kosten vieler lokaler Sprachen. Sulaiman Addonias Sicht auf das Thema erinnerte mich an das problematische Narrativ über dominante afrikanische Sprachen. Sprachexperten hatten (auch auf dem Podium) für den Kontinent mit über 2000 Sprachen schon mehrfach angeregt, Kiswahili, Hausa, Arabisch und isiZulu in ganz Afrika zu lehren, weil die vier Sprachen die meisten Sprecher haben. Ein Kontinent, der schon mit Ethnozentrismus zu kämpfen hat, läuft Gefahr, von Vertretern dieser vier Sprachgruppen dominiert und vereinnahmt zu werden. Zudem besteht das erhebliche Risiko der Marginalisierung der anderen Sprachen.

Und doch ist es durchaus beunruhigend, dass die fünfundfünfzig Mitgliedsnationen der Afrikanischen Union es nicht für angebracht halten, zumindest einen Teil ihrer Geschäfte in einer der auf dem Kontinent gesprochenen Sprachen zu führen. Dazu erklärt die Co-Kuratorin des Festivals, Bibi Bakare-Yusuf: „Jede Kultur muss Selbstliebe entwickeln. Dazu gehört auch eine ganz eigene literarische Stimme.“ Afrikas literarische Stimme kommt zwar bereits in vielen Sprachen zum Ausdruck, doch unser Problem besteht ver-

Sprachexperten haben für den Kontinent mit über 2000 Sprachen schon mehrfach angeregt, Kiswahili, Hausa, Arabisch und isiZulu in ganz Afrika zu lehren, weil die vier Sprachen die meisten Sprecher haben.

mutlich genau darin, dass wir uns nicht in allen auf dem Kontinent vertretenen Sprachen miteinander verständigen können. Ein Problem, von dem ich seit jeher denke, dass es sich mit Übersetzungen lösen lässt. Ich argumentiere oft im Sinne dessen, was auch im Rahmen des Panels zur Sprache kam: Übersetzungen können die Kluft überwinden helfen, die es uns so schwer macht, uns mit der guten Literatur auf unserem Kontinent zu befassen. Und ich selbst kann auf dem Gebiet hoffentlich einiges tun, zumindest in den Sprachen, die ich beherrsche, damit mehr Menschen die Bücher lesen können, an denen auch ich Freude hatte.

Moderiert von der nigerianisch-deutschen Autorin Olumide Popoola, las Sarah Ladipo Manyika aus ihrem zweiten Roman *Like a Mule bringing Ice Cream to the Sun*. Von Carine Debrabandère moderiert, las der namhafte senegalesische Autor Boubacar Boris Diop. Leider war ich bei keiner der beiden Lesungen zugegen, weil ich mich nach wie vor müde fühlte. (Was ich für Erschöpfung hielt, entpuppte sich bei meiner Rückkehr nach Nairobi als Malaria.) Auch das von Sarah Ladipo Manyika moderierte Podium über Kultur, Sprachpolitik und Macht, mit Bibi Bakare-Yusuf, Mukoma wa Ngugi und Elnathan John, konnte ich leider nicht mitverfolgen. Zum Glück berichtete Mukoma wa Ngugi mir im Nachhinein davon. Er, der



Zukiswa Wanner

ist südafrikanische Journalistin und Autorin. Sie ist 1976 in Sambia geboren und hat für Zeitschriften und Zeitungen geschrieben. Sie hat mehrere Romane, ein Sachbuch und zwei Kinderbücher geschrieben und unter anderem mit „London Cape Town Joburg“ (2014) den South African Literary Award gewonnen.

sich für die Stiftung des Mabati-Cornell Preises in Ostafrika stark gemacht hat, trotz der zahlreichen Hürden bei der Beschaffung finanzieller Mittel. Hier zeigte sich ein Aspekt vieler Literaturfestivals: Mitunter ergeben sich die relevantesten Gespräche über Literatur im Anschluss an die Podiumsdiskussionen, weil in deren Verlauf nie genügend Zeit ist, alles Wichtige zu erörtern.

Gefreut habe ich mich über die Einladung, aktiv an der Abschlussfeier teilzunehmen und [Anm.d.Ü.: im Rahmen der Performance *Liebe und Leidenschaft in sieben Sprachen*] eine Kurzgeschichte aufzuführen, *Candy Girl*, aus der Feder meiner Freundin und Schwester [Anm.d.Ü.: im Geiste], der in Deutschland geborenen Autorin liberianischer Herkunft, Hawa Jande Golakai. Ich arbeitete mit Yuri Englert zusammen, einem sehr talentierten Schauspieler des Kölner Schauspiels. Wir einigten uns darauf, das Stück weitestgehend in deutscher Sprache aufzuführen, um unser Publikum nicht auszuschließen. Das englische Original enthält viele Dialoge in Pidgin. Dass ich Pidgin nur schlecht spreche, versuchte ich in meinem Part nach Kräften zu überspielen. Yuri spricht natürlich perfekt Deutsch und übernahm die Hauptrolle. Wir konnten nur einmal proben, hatten aber beide so viel Spaß dabei, dass wir uns einredeten, wir würden am Abend alle in unseren Bann schlagen. Und so war's dann auch. Unserem eigenen Urteil nach und wohl auch nach Ansicht zweier, dreier Freunde im Publikum. Ich habe der Autorin Videos von unserem Auftritt geschickt und vermute, sie zeigte sich aus Höflichkeit begeistert. | |



Ohne Übersetzungen gibt es kein Zusammenleben

Sie ermöglichen Reisen in die ganze Welt, ohne einen Fuß vor die Tür zu setzen

| Barbara Oketta

Durch Übersetzungen bekommen wir Zugang zu Werken aus anderen Ländern, aus anderen Kulturen. Wir lernen Geschichten kennen, von denen wir sonst nie erfahren hätten. So entstehen Brücken zwischen Gemeinschaften und offenere Gesellschaften, es werden Frieden und Wohlwollen geschaffen.

Es ist immer wieder interessant, Autoren, Autorinnen sagen zu hören, dass ihnen die Tatsache, dass Menschen ihre Bücher gern lesen, mehr Zufriedenheit verschafft als der Erlös aus Buchverkäufen. Dieser Wunsch nach Zufriedenheit entspringt vielleicht ihrem starken Kommunikationsbedürfnis, ihrem Drang nach Debatten, Gesprächen über Themen, die ihnen am Herzen liegen.

Übersetzungen sind ein Weg hin zu dieser Zufriedenheit, weil sie der ganzen Welt die Möglichkeit eröffnen, sich über das auszu-

tauschen, was ein Autor, eine Autorin zum Ausdruck gebracht hat. So entstehen Brücken zwischen Gemeinschaften, werden Frieden und Wohlwollen geschaffen, offenere Gesellschaften, in denen Menschen frei über Dinge, die ihnen viel bedeuten, sprechen und andere darauf reagieren können.

Übersetzungen vermitteln Menschen rund um den Erdball die Erkenntnis, dass die Welt im Grunde ein großes globales Dorf ist. Dass es zwischen Menschen mehr Verbindendes als Trennendes gibt. Ich sehe das Übersetzen gern als ein Mittel, das mir und anderen Reisen rund um die Welt erlaubt, ohne dass man einen Fuß vor die eigene Tür setzen, sein gemütliches Zuhause verlassen muss.

Während ich Beatrice Sitholes – in fünf Sprachen übertragenes – Buch *Tribute to God, Sifa kwa Mungu*, ins Kisuaheli übertrug, war ich froh darüber, dass ihre Werke nun ein größeres Lesepublikum erreichen würden. Dass nun auch Menschen, die nicht mehrsprachig sind oder nicht die Chance hatten, eine weiterführende Schule zu besuchen, Gelegenheit haben, Beatrice Sithole zu begleiten, um mehr über ihre Auffassung von Religion, Christentum

und Glauben in Zimbabwe zu erfahren. Dank guter Übertragungen ihrer Werke kann die Autorin aus Simbabwe nun auch ein französisch-, kisuaheli-, zulu-, shona- oder englischsprachiges Publikum erreichen.

Dass eine Welt ohne Übersetzungen auskommt, kann ich mir nur theoretisch vorstellen. Die Menschen in einer solchen Welt wären gewiss müde, voller Argwohn, auch ihren Mitmenschen gegenüber. Und sie würden Barrieren bauen, Mauern, zur Abwehr anderer, zum Schutz gegen sie.

Ich fühlte mich unter Leuten, die eine mir fremde Sprache sprachen, immer fehl am Platz, wenn sich niemand fand, der für mich übersetzen mochte. Entsprechend rasch verließ ich solche Runden meist. Ich sehe im Übersetzen auch eine Form von Höflichkeit. Es schafft warme, freundliche Atmosphäre, drückt Zugewandtheit aus. Deshalb sollten möglichst viele Bücher übersetzt werden, auch, um diese Tugenden zu fördern und die Fundamente, auf denen die Welt als globales Dorf steht, zu festigen.

Manche Leute bezeichnen eine Übersetzung als misslungen, weil sie kein zweites

Auf dem Podium von links: Paul Bandia, Wangui wa Goro, Maria Hummitzsch, Gunther Geltinger und Ebissé Wakjira-Rouw.

Original geschaffen hat. Wer das von einer Übersetzung erwartet, wird ihr nicht gerecht. Selbst Onkel Google übersetzt nicht immer Wort für Wort. („Frag Onkel Google!“ ist in Uganda eine scherzhafte Aufforderung, die impliziert, dass Google auf alles eine Antwort hat.) Das soll nicht heißen, dass ich Google für unzuverlässig halte. Im Gegenteil, der Technologie gehört die Zukunft, weil sie den Übersetzungsprozess beschleunigt.

Trotzdem sollte man nicht vergessen: Übersetzen ist weder einfach noch ein schlicht mechanischer Prozess. Die Technologie vermag zwar schon einiges, doch Übersetzungsmaschinen erkennen Gefühle noch nicht, können Begriffe, Redewendungen noch nicht in Zusammenhängen erfassen, um Stil und Aussage eines Autors, einer Autorin vollends gerecht zu werden. Ebenso wenig erkennt ein Computer, ob Ironie oder Zynismus im Spiel sind. Entsprechend begründet ist die Befürchtung, dass durch ein missverständenes Detail ein ganzer Text misslingen könnte.

| Eine Übersetzung strebt nicht danach, ein Original zu sein

Aus einer Originalerzählung ein zweites Original zu machen, ist praktisch unmöglich. Im Grunde strebt eine Übersetzung deshalb auch nicht danach, ein Original zu werden, sondern möchte die im Original enthaltenen Bedeutungen möglichst genau vermitteln. Da sich das sehr dynamische und reiche Phänomen Sprache in Abhängigkeit von Faktoren wie Technologie, Kontext, Industrialisierung, Soziolekten, permanent fortentwickelt, lässt sich in einer Zielsprache nicht immer ohne Bedeutungsverlust ein äquivalenter Begriff für das finden, was in der Ausgangssprache zum Ausdruck kommt. Man sollte folglich nicht krampfhaft um wörtliche Übersetzung bemüht sein.

Eine Freundin lobt Okot p’Bitek’s „Wer pa Lawino“ unter anderem seiner poetischen Kraft wegen als Meisterwerk. Und sie erinnert daran, dass Menschen, die kein Acholi sprechen, das Werk ohne dessen Übersetzungen nie kennengelernt hätten. Mich hat auch die englische Fassung, Song of Lawino, überzeugt. Durch sie habe ich mich in Okot p’Bitek’s Werke verliebt. Ohne die Übertragungen aus dem Acholi hätte ich vermutlich nie von ihnen erfahren und mich auch nie für sie interessiert.

Der Literaturkritiker Michael Ward sagt über die Übertragung von Okot p’Bitek’s Song of Lawino aus dem ugandischen Acholi: „Als Okot p’Bitek’s Song of Lawino 1966 auf den Markt kam, wurde aus dem schmalen Rinnsal eine Flut. Dieses Buch war der Auslöser für die Publikation literarischer Werke in Ostafrika.“ Wäre Song of Lawino schlicht Wer pa Lawino geblieben, hätte das Werk wesentlich weniger Anerkennung gefunden und wäre dem Rest der Welt für immer verschlossen geblieben. Wer heutzutage in Uganda als Literaturstudent etwas auf sich hält, hat Okot p’Bitek’s Werke gelesen. Wir sind stolz auf das, was er erreicht hat und dass er zu den literarischen Größen Afrikas und der Welt zählt.

Prof. Susan Nalugwa Kiguli prägt Ugandas Literaturszene als zeitgenössische Lyrikerin. Sie überträgt ihre Werke aus ihrer Muttersprache Luganda ins Englische. Einige ihrer Gedichte wurden auch ins Deutsche übertragen und vermitteln Angehörigen anderer Kulturkreise einen Einblick in Ugandas Alltag. Susan Kigulis Gedichte haben Grenzen zwischen Uganda und dem Rest der Welt überwunden und ihrer Leserschaft Uganda als einen reichen Sprach- und Kulturraum nähergebracht, als ein Land, das mehr zu bieten hat als den berüchtigten, 2003 verstorbenen Diktator Idi Amin.

Ich sage das im Wissen um die vielen eindrucksvollen Werke, die rund um die Welt existieren und von denen wir, Sprachbarrieren geschuldet, nie erfahren werden. Auch Siku Njema, A Good Day, von Ken Walibora aus Kenia fällt mir ein, wenn ich an hervorragende Texte denke, die mich als junge Erwachsene stark beeindruckt und meine Liebe zur Literatur geschürt haben.

Übersetzungen sind ein wichtiger Teil der literarischen Bewegung, eine tragende Säule nachhaltiger Entwicklung, und sollten als solche den ihnen angemessenen Platz in der Gesellschaft und damit die Anerkennung bekommen, die sie

verdienen. In jeder mehrsprachigen Gemeinschaft sollte ein Originaltext gleichberechtigt neben dessen Übertragungen in andere Sprachen bestehen können, ohne dass man sie in Konkurrenz zueinander setzt.

| Wer übersetzt, braucht ausreichend Zeit für Recherche

Meiner Erfahrung nach braucht eine Übersetzung Zeit zu reifen. Ein Begriff aus der Zielsprache mag mir heute an einer bestimmten Stelle passend erscheinen. Am nächsten Tag hat er vielleicht schon an Überzeugungskraft eingebüßt. Wer übersetzt, braucht ausreichend Zeit für Recherchen, Zeit für die Suche nach passenden, angemessenen Worten, die einem Original gerecht werden. Und irgendwann ist schließlich der Punkt erreicht, an dem der oder die Übersetzende weiß: Jetzt ist die Arbeit getan. Jetzt bin ich mit dem Ergebnis zufrieden. Man mag es Bauchgefühl nennen oder ein Gespür für Qualität. Deshalb sollte man Übersetzenden ausreichend Zeit einräumen, damit sie ihre Übertragung eines Originals tatsächlich dann abliefern können, wenn sie sie für gelungen halten.

Die Zukunft des Übersetzens? Bedenkt man, dass die Welt dichter zusammenrückt und dass zum Beispiel in der Wirtschaft heute mehr denn je über Sprachgrenzen hinweg Geschäftspartnerschaften geschlossen werden, dass Menschen einander nicht mehr misstrauen,

sondern neugierig geworden sind und voneinander lernen wollen, wird das Übersetzen auch bald ganz selbstverständlich Teil des privaten Alltags sein. Menschen werden nicht nur literarische Übersetzungen brauchen, sondern auch im universitären Bereich, im Arbeitsleben, beim Sport und in der Unterhaltung, im Grunde in keiner Lebenslage mehr ohne Übersetzungen auskommen! | |



Foto: Privat

Barbara Oketta

ist in Uganda geboren. Sie hat Anglistik studiert und ist Autorin, Übersetzerin – hauptsächlich aus dem Englischen ins Kiswahili– sowie Dozentin für englische Sprache und Literatur im akademischen Bereich.

Literarisches und übersetzerisches Schaffen jenseits des *weißen* Blicks

Wangui wa Goro kämpft für mehr Vielfalt auf dem Literaturmarkt

| Manon Diederich

Die Kenianerin Wangui wa Goro setzt sich seit mehr als 30 Jahren für literarische Übersetzungen aus afrikanischen Sprachen ins Englische und umgekehrt ein. Damit will sie auch junge afrikanische Verlage stärken. Doch das koloniale Erbe wiegt schwer und raubt manchen afrikanischen Autorinnen und Autoren den Raum für ihre Kreativität.

Während des Festivals CROSSING BORDERS: translate – transpose – communicate hatte ich die Gelegenheit, einige Gastautorinnen und -autoren auch persönlich zu begegnen und sie zu befragen. Im Folgenden möchte ich auf einige Aussagen und Positionen von Wangui wa Goro, einer bedeutenden kenianischen Gelehrten, Übersetzerin, Schriftstellerin und Menschenrechts-Aktivistin, eingehen.

Mein Interview mit Wangui wa Goro leitete ich mit der Frage ein, was es für sie bedeute, eine Feministin zu sein, dies vor allem aus der Perspektive einer „Woman of Color“. Sie antwortete in ruhigem Ton, dass sie nicht als Woman of Color geboren wurde: „Mein Referenzpunkt ist kein *weißer* Blick. Ich wurde in Kenia geboren und ich war ein Mädchen. Das war der einzige Blick, welcher [als Kind] auf mich gerichtet wurde.“ Ihre Antwort löste ein stilles Unbehagen in mir aus. Hatte sie mir mit dieser Antwort nicht einen Spiegel vorgehalten? Hatte sie mir nicht meine eigene – *weiße* – Referenzialität vor Augen geführt? Natürlich mag meine Frage berechtigt gewesen sein, da das Festival genau jene Themen der Positionalität, der postkolonialen Machtdispositive und die Möglichkeiten ihrer Überwindung erörterte.



Manon Diederich

ist Ethnologin, Trainerin für interkulturelle Kompetenz und Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten. Als Ethnologin befasst sie sich vor allem mit Migration und Gender, feministischen und postkolonialen Theorien sowie Theorien der sozialen Ungleichheitsforschung.

Doch ich war genau in jene Falle getappt, die es zu überwinden gilt: nämlich *weiße* Stimmen, Körper und Perspektiven ins Zentrum der Diskurse und Debatten zu stellen.

Wangui wa Goro wurde 1961 in Kenia geboren. Zum Studium zog es sie nach Großbritannien, wo sie unter anderem Moderne Sprachen und Erziehungswissenschaften studierte und später an der Middlesex University ihre Promotion in Übersetzungswissenschaften abschloss. Sprache, Schreiben und Übersetzen bilden einen integralen Bestandteil ihres Lebens und stehen im Fokus ihrer intellektuellen und aktivistischen Arbeit. So setzt sich Wangui wa Goro seit mehr als drei Jahrzehnten für literarische Übersetzungen aus afrikanischen Sprachen ins Englische und umgekehrt ein. Sie nimmt, neben vielen anderen Aktivitäten, an dem alljährlich ausgerichtetem Festival Africa Writes der Royal African Society teil und fördert Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Über-

setzer sowie Kulturschaffende aus Afrika. Sichtbarkeit schaffen, Allianzen bilden und Hindernisse überwinden: Die Autorin und Übersetzerin scheut nicht den persönlichen Einsatz für ihre politischen Überzeugungen. So war ihre Übersetzung der Satire Matigari (1989) und weiterer Texte des renommierten und in seiner Heimat politisch verfolgten kenianischen Autors Ngũgĩ wa Thiong’o aus dem Gikũyũ ins Englische Teil ihres Kampfes für Menschenrechte und Demokratie.

Wangui wa Goros Aussagen sind Ausdruck des Widerstandes gegen eine überkommene eurozentristische Norm, der sie sich bewusst widersetzt.

Ihr jahrzehntelanger Einsatz für die Anerkennung afrikanischer Sprachen und deren Bedeutung in postkolonialen Wissensbeständen macht wa Goro zu einer Expertin auf diesem Gebiet. In dem Workshop „Die Kunst der literarischen Übersetzung“

während des Festivals CROSSING BORDERS betonte sie die Rolle sogenannter „Gatekeeper“ bei der Vermittlung und Verbreitung literarischer Arbeiten afrikanischer Autorinnen und Autoren. In ihrem Beitrag distanz-

ziert sie sich bewusst von den traditionellen literarischen Wächtern, den europäischen Verlagshäusern, und hebt die Arbeit (jüngerer) afrikanischer Verlage hervor: „Wir müssen nicht immer zu den europäischen historischen Verlagen sprechen. [...] Wir bewegen uns, und die (literarische) Landschaft verändert sich.“ Doch wie schwerfällig diese Bewegung trotz vieler Kämpfe und Initiativen ist, verdeutlichen zahlreiche Äußerungen in dem Workshop „Mehrsprachigkeit als Konzept in Bildungssystemen“. Hier betont wa Goro „das universale Recht auf Sprache“: das Recht eines jeden Menschen, die eigene Muttersprache zu lernen und sich in dieser auszudrücken. Ein von der Autorin postuliertes Menschenrecht, das vielen Heranwachsenden in afrikanischen Ländern aufgrund postkolonialer (Sprach-)Politiken verwehrt bleibt. Das koloniale Erbe wiegt schwer und nimmt vielen afrikanischen Literaturschaffenden – im materiellen wie im ideellen Sinne – die Luft zum Atmen und den Raum zur Entfaltung ihrer Kreativität.

Dies geschieht nicht nur in Afrika, sondern auch in anderen Teilen der Welt. Die Arbeiten afrikanisch-diasporischer Autorinnen und Autoren finden auf dem internationalen Literaturmarkt immer noch verhältnismäßig wenig Beachtung. Hierzu macht Wangui wa Goro auf eine weitere Komponente diskriminierender Praktiken aufmerksam: manchen Autorinnen und Autoren wird ihre „Afrikanität“ abgesprochen, wenn sie ihren Lebens- und ideellen Mittelpunkt



Auch viele Festivalgäste zieht es an den Büchertisch: Bibi Bakare-Yusuf, Ebissé Wakjira-Rouw und Sulaiman Addonia

nicht länger in Afrika verorten. Man wirft ihnen eine kosmopolitische Position vor, bei der die vermeintliche „Authentizität“ ihrer afrikanischen Perspektiven und Erfahrungen verloren gehe. Die Essentialisierung und Kulturalisierung, die sich hinter diesem

Vorwurf verbergen, können ebenfalls als Relikte kolonialer Deutungsmodelle gelten. Und genau hier wären wir wieder bei der eingangs beschriebenen Antwort wa Goros, die die eigene Deutungs- und Definitionsmacht der Afrikanerinnen und Afrikaner

einfordert. Die Macht, sich selbst und die eigene Erfahrungswelt in ihrer ganzen Vielseitigkeit und Komplexität ins Zentrum des eigenen Schaffens zu stellen und auch so rezipiert zu werden.

Wangui wa Goros Aussagen sind Ausdruck des Widerstandes gegen eine überkommene eurozentristische Norm, der sie sich bewusst widersetzt. Sie spiegeln sich in ihrem umfassenden Schaffen und ihrer Haltung wieder, die man als radikal bezeichnen könnte: als radikal humanistisch. Das Recht, die eigene Existenz, die eigene Erfahrung des In-der-Welt-Seins zum Ausgangspunkt für das eigene Handeln zu nehmen: den eigenen Körper, die eigenen Gedanken, die eigene Stimme, die eigene Sprache. Die herkömmlichen, westlich dominierten Referenzrahmen zu weiten; diesem Ziel hat sich Wangui wa Goro verschrieben. | |

Anzeige

WELT-SICHTEN

Magazin für globale Entwicklung und ökumenische Zusammenarbeit

Das Magazin für alle, die mehr wissen wollen.

- Weltwirtschaft und Entwicklungspolitik
- Klimawandel und Umweltschutz
- Friedensfragen und die Rolle der Religionen

welt-sichten analysiert, hinterfragt, erklärt und macht neugierig. Die Zeitschrift bringt Reportagen, Berichte und Interviews über die Länder des Südens und über globale Fragen – jeden Monat direkt ins Haus.

Testen Sie uns!

Kostenloses Probe-Abo unter www.welt-sichten.org oder Telefon 069-58098-138



- sachlich
- kritisch
- gründlich

Dieses Dossier ist eine Beilage zur Ausgabe 4/5-2020 von WELT-SICHTEN.

Konzept und Redaktion:
Christa Morgenrath (stimmen afrikas),
Anja Ruf (im Auftrag von WELT-SICHTEN)

Gestaltung: Matthias Koch

Verantwortlich i.S.d.P.: Christa Morgenrath,
stimmen afrikas / Allerweltshaus Köln e.V.,
Körnerstr. 77-79, 50823 Köln
www.stimmenafrikas.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge
geben nicht unbedingt die Meinung des
Herausgebers wieder.

Redaktion „welt-sichten“
Postfach 50 05 50
D-60394 Frankfurt/Main
www.welt-sichten.org

Bestellung bei:
pr.stimmenafrikas@allerweltshaus.de



Seit 2009 waren über
100 Schriftsteller und
Schriftstellerinnen aus
34 afrikanischen
Ländern und der
Diaspora zu Gast
bei „stimmen afrikas“
in Köln.



www.stimmenafrikas.de